Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 4 (1963)

Artikel: Aus dem Briefwechsel Thomas Mann - Emil Preetorius
Autor: Wysling, Hans

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Briefwechsel Thomas Mann – Emil Preetorius

Eingeführt und erläutert von Hans Wysling
Konservator am Thomas Mann Archiv in Zürich

Vorgeschichte

Wann sie sich zum erstenmal gesehen oder gesprochen haben, wissen wir nicht. 1907 kam Emil Preetorius, Darmstädter Datterich[1] und Weltbürger in spe, in die Kunststadt an der Isar. Es erging ihm besser als Jahrzehnte zuvor dem Grünen Heinrich: er wurde entdeckt. Er blieb. «Mein Entdecker war der Buchantiquar Emil Hirsch, ein aufgeschlossener, konzilianter, allbeliebter Mann, dessen Geschäftsräume in der Karlstraße der inoffizielle Treffpunkt war für das geistig-künstlerische München», lesen wir in Prees «Münchener Erinnerungen». Dort, mitten im Münchner Antiquariatsviertel, trafen sich alle, die mit Büchern zu tun hatten, die Männer vom Fach, die Künstler, die Wissenschafter, die bibliophilen Kenner und Narren, zum Stöbern, zum Lesen, zum Reden und Kaufen, zum Schauen, Riechen und Betasten. Wolfskehl war da, Slevogt, Kubin, Franz Marc. In diesem Antiquariat hat der junge Preetorius einem «sympathisch temperamentvollen Herrn namens Hans von Weber» seine Zeichnungen gezeigt. Hans von Weber war der Verleger der Hyperion-, Hundert- und Dreiangeldrucke und auch des unvergeßlichen «Zwiebelfisch». Noch im gleichen Jahre 1907 brachte er einen Neudruck von Chamissos «Peter Schlemihl» heraus – mit elf Vollbildern, 23 Vignetten und einer Umschlagszeichnung von Emil Preetorius. «Die erste große Besprechung, Meisterstück kritischer Prosa, schrieb in die Sonntagsnummer des ‚Berliner Tageblatts' Thomas Mann.»

Preetorius hatte München im Sturm genommen – aber nicht auf ersten Anhieb. Denn schon 1900 war er hier gewesen, als Student. Mediziner zuerst, Naturwissenschafter, Physiker, war er Kunsthistoriker und endlich, «nicht ohne resignierten Seufzer», Jurist geworden. An der Gießener Heimatuniversität hatte er die Doktorwürde erlangt und damit den Wunsch des Vaters erfüllt. Aber die Sehnsucht nach München und der Kunst war geblieben, und so eilte er «als vergangener Jurist und künftiger Künstler» zum zweiten Mal nach München, verließ bald die Kunstgewerbeschule, mietete sich, vier Treppen hoch, an der Theresienstraße ein, zeichnete, malte und – wurde entdeckt.

Der Erfolg des «Schlemihl», nicht zuletzt der Besprechung Thomas Manns zu verdanken, hatte ihn über Nacht zum großen Illustrator gemacht. «...und nun regnete es Anfragen, Aufträge, Einladungen von überall her. In rascher Folge kamen meine weiteren illustrierten Bücher, von denen Tilliers ‚Onkel Benjamin', Daudets ‚Tartarin', Jean Pauls ‚Gianozzo' und ‚Schulmeisterlein Wuz', Gerstäckers ‚Malhuber', Niebergalls ‚Datterich' und Eichendorffs ‚Taugenichts' die bekanntesten wurden. Hans von Weber, Georg Müller, der Inselverlag und in Berlin S. Fischer und Bruno Cassirer waren die Verlage, für die ich vornehmlich arbeitete. Unentwegt entwarf ich Bucheinbände, Broschurumschläge, Schrifttitel, Signete, Plakate und Exlibris: eine Produktion, zu gehetzt und gehäuft, um nicht manches Unausgegorene, im ersten Anhieb Verbliebene hinausgehen zu lassen. Zu alledem kam meine Mitarbeit für ‚Jugend' und ‚Simplicissimus'. Die bewunderten Zeichner dieses Witzblattes, damals des glänzendsten der Welt, kennenzulernen, das war ein Erlebnis so besonderer Art, daß allzuviel davon zu erzählen wäre. Was waren das alles für Figuren: der elegante Thöny und bösartig lächelnde Th. Th. Heine, der sportlich durable Bruno Paul und der seehundartige, starke Gulbransson, der süße Reznicek und maßlos komische Arnold und über allen

[1] Preetorius wurde 1883 in Mainz geboren und wuchs in Darmstadt auf. Vgl. Ernst Elias Niebergall, *Datterich,* Localposse in sechs Bildern, Insel, Leipzig 1913; Einband von E. Preetorius.

der noble, zurückhaltende, hochgewachsene, allzu früh dahingegangene Rudolf Wilke, zeichnerisches Genie von Rang und Rasse eines Daumier.»

Von Thomas Mann hat Preetorius, soweit wir wissen, folgende Werke illustriert oder gestaltet: die hundertste Auflage der «Buddenbrooks» (Fischer, Berlin 1919); «Herr und Hund», «Gesang vom Kindchen» (Fischer, Berlin 1919); die Vorzugsausgabe von «Herr und Hund» (Knorr und Hirth, München 1919); später die «Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull», «Buch der Kindheit» (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1929). Es ist Simplicissimus-Luft in diesen Schattenbildern; ironisch verspielte Romantik, hell beobachtet, und doch träumerisch entrückt, aus dem Leben gegriffen, und doch unwirklich-geheimnisvoll, ein jedes unerreichbar in sich selbst versponnen. Was sich als aktuell und einmalig gab, war eingesenkt in eine kaum ergründbare Tradition: Beardsley, Lautrec, Richter, Daumier, Chodowiecki und die Silhouettenzeichner des 18. Jahrhunderts, Ingres, die Japaner endlich, sie alle standen zu Gevatter.

1916, vom 26. November bis 31. Dezember, veranstaltete Horst Stobbe in seiner Bücherstube am Siegestor eine Ausstellung Emil Preetorius. Thomas Mann wird sie kaum versäumt haben, gehörte er doch, ein Blick ins Gästebuch zeigt es, zu den vielen Zelebritäten, die bei Stobbe verkehrten: Rainer Maria Rilke, Faber du Faur, Stefan Zweig, Frans Masereel, Anton Kippenberg, Hans Carossa, Rudolf Borchardt und so viele andere. Die Ausstellung zeigte, wie sich Prees anfänglich noch ein wenig starre Schwarz-Weiß-Manier auflockerte und aufhellte; das Zeichnerische und Malerische begann sich freier und leichter zu entfalten, die harten Konturen wichen. Aber was Pree darstellte, blieb immer eingerahmte Welt, durch den Guckkasten gesehen, neugierig betrachtet – mit einem Lächeln oder mit einem Staunen.

Guckkasten war auch die Bühne. Und auch für sie wurde Preetorius «entdeckt». Es scheint sogar eine kleine Rivalität zwischen den Entdeckern zu geben – zwischen Bruno Walter und Thomas Mann. In der Festschrift für Emil Preetorius (Insel 1953) hat Bruno Walter nicht ohne «Entdeckerstolz» berichtet, wie er sich als Leiter der Münchener Oper «auf den Weg des Abenteuers» begeben habe und einem «inneren Hinweis» gefolgt sei, «der mit Bestimmtheit auf Preetorius deutete». «Und nie», fährt er fort, «werde ich das Resultat vergessen: die strenge und anmutige, phantasiereiche und ernste, stiltreue und lebensvolle Bühnengestaltung, die ebenso von einem erlesenen allgemeinen Künstlertum wie von spezifischer Bildung und der sensitivsten Einfühlung in Glucks musikalisch-dramatische Intentionen zeugte. Die herrlichen Sänger-Darsteller jener Aufführung bewegten sich beglückt in den von Preetorius geschaffenen Gewändern und Rüstungen, und ich – nun, ich fühlte mich meinem Ziele der Harmonie zwischen Szene und Musik um einen entscheidenden Schritt näher gebracht.» Die Darstellung in seinen Memoiren, «Thema und Variationen», lautet ganz ähnlich. Was aber hatte Thomas Mann damit zu tun? Nun, Preetorius hat sich selbst bemüht, in seinen Erinnerungen die genauen Zusammenhänge wieder zu finden; wir freuen uns, seinen Aufsatz hier wiederzugeben.

Emil Preetorius:

Thomas Mann und Glucks Iphigenie

Der Dichter macht mich zum Bühnenbildner

In meinem langen, ereignisvollen, corps à corps mit der Kunst verbrachten Leben habe ich wohl manch Unnützes getan, manches verabsäumt, manches verfehlt und so manches Mal das hoffnungsvoll Begonnene nicht mit der rechten Beharrlichkeit zum sinnvollen Ende gebracht. Zu dem aber, was vielleicht Bestand haben wird, gehören einige Impulse, die ich der szenischen Gestaltung zumal fürs musikalische Theater

gegeben habe. Daß es geschehen konnte, habe ich niemand anderem zu verdanken als meinem großen Freunde Thomas Mann. Und das geschah auf folgende Weise.

Bruno Walter, damals Generalmusikdirektor des Nationaltheaters, plante zur Eröffnung der neuen Spielzeit 1921 eine festliche Aufführung von Glucks «Iphigenie in Aulis».[1] Denn Gluck war seit Jahrzehnten in München nicht mehr gehört worden, und gerade dies Werk von Walter besonders geliebt. Die Frage stand freilich offen, wer denn imstande sei, ein solch selten gegebenes Musikdrama mit dem nötigen Takt, bildnerischem wie musikalischem, und mit der rechten Erfindungskraft in Szene und Kostüm zu setzen. Die damals bekannten Bühnenbildner wollten Walter für gerade diese Aufgabe nicht recht zusagen, und so bat er seinen musikalischen, theaterinteressierten Freund Thomas Mann um Rat. Der aber – das alles erfuhr ich erst später – wies ohne langes Besinnen mit Nachdruck auf mich als den einzig Geeigneten, obwohl er wußte, daß ich bisher für die Bühne noch nie etwas gemacht. Seine genaue Kenntnis jedoch meines Schaffens als Illustrator, so erklärte er mir später, habe ihm diesen Gedanken eingegeben.

Eines frühen Tages, noch steht er mir lebendig in Erinnerung, kam ein Anruf von Thomas Mann, der seinen Besuch am gleichen Vormittag ankündigte, da etwas Wichtiges und zudem Eiliges zu beraten sei. Worum es gehe, sei eine Sache nahmündlicher Besprechung. Es dauerte nicht lange und Thomas Mann trat bei mir ein und mit ihm Bruno Walter, den ich persönlich noch nicht kannte, freilich am Pult wie oft schon bewundert hatte. Thomas Mann eröffnete die Unterhaltung mit der höchst überraschenden Bemerkung, die er hintergründig schmunzelnd und voller Neugierde auf meine Reaktion, so nebenher machte: es gehe darum, mich als Bühnenbildner mit einer bedeutenden Aufgabe zu betrauen und das schon in allernächster Zeit. Auf meinen geradezu entsetzten Einwand, wie er sich denn das um Gottes willen denke, ich sei ja ohne jede Ahnung von szenischem Gestalten und habe bisher Theater nur vor, nicht aber hinter dem Vorhang erlebt, schaltete sich Bruno Walter ein und replizierte schlagfertig mit seiner schönen, sonoren Stimme: das sei um so besser, dann käme bei meiner Arbeit gewiß etwas ganz Neues heraus, und das könne der Bühne, zumal aber der Opernbühne, nur gut tun. Thomas Mann gab nun, mir gut zuredend, eine wohlüberlegte und kluge Darlegung von der Verwandtschaft des künstlerischen Problems, die Buchbild und Bühnenbild verbinde. Ihr fin mot war die unwiderlegbare Überzeugung, in mir stecke das Zeug zum großen Szeniker, und Walters und seine Pflicht sei es geradezu, mich auf diesen Weg zu setzen. Walter stimmte dem allem lebhaft, ja enthusiastisch zu und meinte obendrein, wenn ich erst meine Zeichnungen leibhaftig auf der Bühne verwirklicht, meine Figuren reden und agieren sähe, käme mir bald alles Illustrieren wie ein bloßer Notbehelf vor. Dem Gewicht der mit Vehemenz vorgebrachten Argumente, vor allem aber dem sicheren Vertrauen beider, ich werde was Gutes zu Werke bringen, gab ich endlich nach und erklärte mich zu dem erstmaligen Wagnis bereit.

Die Premiere mußte aus Spielplan- und Besetzungsgründen in genau zwei Monaten stattfinden. Alles das aber nun zu schildern, was sich bis dahin begab, würde zu weit führen. Mir blieb nur, Entwürfe über Entwürfe zu machen bis in die tiefe Nacht, mich durch eine Serie von Verzweiflungen hindurchzukämpfen, bis ich endlich zu einem Bühnenbild fand, das mir einigermaßen annehmbar schien. Es war höchst ein-

[1] 21. Mai 1921, Neueinstudierung. In den *Münchener Erinnerungen* versetzt Preetorius das Ereignis irrtümlich ins Jahr 1923. Wir danken Dr. H. Friess (Intendant der Bayerischen Staatsoper) und H. Wagner, dem Verfasser der *Münchner Theaterchronik* (München 1958) für die Eruierung des genauen Datums.

fach in Aufbau und Gliederung, von der Farbigkeit der schwarzfigurigen Vasen und einer ausdrucksvollen Kostümierung: alles in allem war es ein Versuch, aus der Not eine Tugend zu machen, den gänzlichen Mangel an Erfahrung ins neuartig Positive zu kehren. Die Aufführung kam endlich, und sie wurde, was ich mir nie erträumt, zu einem rauschenden Erfolg: für Gluck, seinen glänzenden Interpreten Walter, für Solisten, Chöre, Ballett und schließlich für den Szeniker. Da der letzte von vielen Vorhängen sich geschlossen, umarmte mich Walter und prophezeite mir feierlich eine ruhmvolle Laufbahn als Bühnenbildner, wobei er nicht ohne Stolz bemerkte, daß ihm das theatergeschichtliche Verdienst zukomme, mich für die Bühne gewonnen zu haben.

Als ich später Thomas Mann davon erzählte, meinte er mit einem gütigen Lächeln, daß doch auch ihm ein Stückchen dieses Verdienstes gehöre, da er ja erst Bruno Walter mich genannt habe, und das mit aller Bestimmtheit. Dies war übrigens nicht das erstemal, daß Thomas Mann in meinem künstlerischen Schaffen eine fördernde Rolle gespielt hat. Dreizehn Jahre vor dieser «Iphigenie», da mein erstes illustriertes Buch, Chamissos «Peter Schlemihl»[1], erschien, begrüßte Thomas Mann dies Buch in der viel gelesenen Sonntagsausgabe des «Berliner Tagblatts»[2] mit einer eingehenden, bezaubernden Besprechung und nahm es als ein unüberhörbares Stichwort für die damals einsetzende neue deutsche Buchkunst.

Thomas Mann – das ist ein nicht wegzudenkendes bedeutungsvolles Kapitel in meinem Dasein, ein Kapitel, das trotz mancher Erschütterungen in Naziwirren und Kriegsschrecknissen nahezu ein halbes Jahrhundert überdauert hat. Immer war mir dieser außerordentliche Mann nahe, mochte er auch in weiter Ferne weilen, immer war er mir, meinem Denken und Schaffen, Anruf, Befestigung, Wegweisung, und ihm gehören in einem Maße wie nur wenigen von den vielen bedeutenden Menschen, die mir das Leben zugeführt, meine Dankbarkeit, Bewunderung und Liebe.

*

So war es also. Damit begann Prees Aufstieg als Bühnenbildner. 1925 nahm ihn Walter mit nach Berlin zu Tietjen, dort gestaltete er 1928 mit Furtwängler zusammen die berühmte Aufführung des «Lohengrin». Von 1931 an war er szenischer Leiter der Festspiele in Bayreuth und widmete die Jahre bis 1939 ganz der beispielhaften Erneuerung der Wagnerbühne. Nach dem Weltkrieg aber stieg er ins Inter- und Übernationale auf. Sein Name wurde zum Begriff. Der 1941 im Limbach-Verlag erschienene Band «Das szenische Werk» zeigt über achtzig Bilder, die Preetorius bis dahin für die großen europäischen Bühnen entworfen hatte: «Don Giovanni», «Ariadne auf Naxos», «Orpheus», «Fidelio», «Orfeo» von Monteverdi / Orff, «Così fan tutte», «Der Maskenball» – und immer wieder Wagner, in Mailand, in Florenz, in Rom, in Paris, in London, in Berlin.

Thomas Mann hatte erkannt, daß Prees Schattenbilder seit je zur Bewegung drängten. Und hatten nicht Buchillustration und Bühnenbild eines gemeinsam: sie dienten beide dem Wort. Sie sollten, das war Preetorius' Meinung, nicht Selbstzweck sein, sondern das Wort sichtbar machen, es Bild und Gebärde werden lassen. «Letzter Sinn des Bühnenbildes ist Dienst an der Dichtung: ihren Wesensgehalt zu erfassen, Ausdruck zu geben ihrer inneren Rhythmik, den Bann zu verdichten, in den sie zwingen soll.»

[1] Verlag Hans von Weber, München 1907. R. Adolph berichtet darüber auf S. 18, 21, 31/36 seines Buches über Emil Preetorius. Thomas Manns Exemplar steht im Zürcher Thomas Mann Archiv, mit Anstreichungen des Dichters. Vgl. dazu Thomas Mann, *Chamisso*, NR, Berlin, 22. Jg., H. 10 (Oktober) 1911, S. 1438–1453 (GW IX 35–57).

[2] Um welche Nummer es sich handelt, ließ sich leider nicht feststellen.

Sollen wir noch sagen, daß Preetorius nicht nur Illustrator und Bühnenbildner war, sondern auch Lehrer und Theoretiker? Seine Schriften bezeugen, wie bewußt er immer gearbeitet hat, wie hell- und scharfsichtig er seine Kunst kommentiert, wie klar er die Eigenart der neuen Kunst und ihre Möglichkeiten erkannt hat. Seine Ostasiensammlung ist einzigartig und zeugt von Besessenheit, Sammlerinstinkt und von einer Sachkenntnis, die ihresgleichen sucht.

Was ihn mit Thomas Mann verbunden hat, ist nicht nur die «unvergleichliche sinnliche und geistige Atmosphäre Münchens», es ist eine Künstlerfreundschaft, in der jeder den anderen anerkennt und ehrt, eine Freundschaft, die auch die Wirrnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit und all die heimlichen Verleumdungen und «Offenen Briefe» überstand, weil sie lange Wurzeln hatte und sich geborgen fühlen durfte im hellen Sinn.

Der Briefwechsel

Es sind uns, mit Ausnahme des Geburtstagsglückwunsches vom 6. Juni 1935, nur die Briefe seit 1945 erhalten, und auch sie nicht vollständig. Was früher war, ist, wie Preetorius uns schrieb, «in Feuer und Bomben» aufgegangen. Im Juli 1944 wurde seine gesamte Bibliothek ein Raub der Flammen. Der wesentliche Teil seiner Ostasiensammlung überstand den Krieg im Kloster Dietramszell, zusammen mit den Hauptstücken der Münchener Pinakothek. Wohnung, Bücher und Briefe wurden zerstört. Dem Hause Thomas Manns, seinen Manuskripten und Briefen erging es nicht viel besser.

Als Preetorius 1945 mit einem Geburtstagsgruß den Briefwechsel wieder aufnimmt, ist es ihm sicher nicht zumute «wie einem ältlichen Klosterherren, der einem Freunde in einer anderen Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten» (Keller an Storm, 31. Dezember 1877). Die bienenumsummte Beschaulichkeit, in der Keller und Storm sich «Herr confrater» titulierten, ist den spätern beiden nicht vergönnt. Gleich zu Beginn und noch einmal gegen Ende überschattet das politisch' Lied den Austausch – es konnte nicht anders sein: zuviel war da an Unverwundenem und nicht zu Verwindendem zwischen denen, die geblieben, und denen, die ausgezogen waren. Da hatte, am 13. August 1945, Walter von Molo, der ehemalige Präsident der Dichterakademie, seinen «Offenen Brief» an Thomas Mann gerichtet: «Kommen Sie bald zu Rat und Tat.» Es folgten weitere Offene Briefe von vielen, die sich berufen fühlten. Am 18. August prägte Frank Thieß in der «Münchner Zeitung» das Schlagwort von der «inneren Emigration». Thomas Mann ließ sich Zeit. Seine Antwort, am 7. September verfaßt, war erst im Oktober 1945 in den deutschen Zeitungen zu lesen. Sie trug den Titel «Warum ich nicht nach Deutschland zurückkehre»[1] und löste, da sie Schmerz mit Anklage vereinte, eine Welle nationaler Erregung aus.

Preetorius, neben einigen anderen, mußte sich unmittelbar betroffen fühlen: «Es war nicht erlaubt», schrieb Thomas Mann, «es war unmöglich, ‚Kultur' zu machen in Deutschland, während rings um einen herum das geschah, wovon wir wissen. Es hieße die Verkommenheit beschönigen, das Verbrechen schmücken. Zu den Qualen, die wir litten, gehörte der Anblick, wie deutscher Geist, deutsche Kunst sich beständig zum Schild und Vorspann des absolut Scheusäligen hergaben. Daß eine ehrbarere Beschäftigung denkbar war, als für Hitler-Bayreuth Wagner-Dekorationen zu entwerfen – sonderbar, es scheint dafür an jedem Gefühl zu fehlen. Mit Goebbels'scher Permission nach Ungarn oder sonst einem deutsch-europäischen Land zu fahren und mit gescheiten Vorträgen Kulturpropaganda zu machen fürs Dritte Reich – ich sage nicht, daß es schimpflich war, ich sage nur, daß ich es nicht verstehe und daß ich Scheu trage vor manchem Wiedersehen.» (GW XII 957.)

[1] GW XII 953–962, erstmals in *Aufbau*, New York, vol. 11, nr. 39, 28. 9. 1945.

Preetorius, der auf seine Briefe vom 6. Juni und vom 8. September keine Antwort bekommen hatte, mußte diese Worte als Aufkündigung der Freundschaft betrachten und arbeitete seinerseits einen Offenen Brief aus, in dem er sich zu verteidigen suchte.[1] Inzwischen hatte aber Thomas Mann die Geburtstagswünsche und den Brief vom 8. September erhalten; er konnte nicht wissen, daß er mit seinen versöhnlichen Worten vom 23. Oktober die Publikation eines weiteren Offenen Briefes verhinderte. Preetorius verzichtete darauf, seine Verteidigungsschrift zu veröffentlichen; immerhin sandte er sie Thomas Mann persönlich zu. Die Antwort darauf ist uns leider nicht erhalten; aber wir können den folgenden Briefen anmerken, daß es Thomas Mann gelang, die Kluft zu überbrücken. Mag auch hie und da das Beunruhigende und Bedrückende erneut aufflackern: Preetorius ist wieder Pree, die Dinge sind, wenn nicht beim alten, so doch wieder eingerenkt. Humanität? Münchener Geist? Liebe zum alten Freund? Wer wollte unterscheiden, wo alles in eins geht?

Auf jeden Fall, wie Thomas Mann 1949 daran denkt, zum erstenmal wieder nach Deutschland zu gehen, berät er sich auch mit Preetorius und überlegt sich, ob er nicht vor allem in seine alte Heimat gehen soll, um dort über «Goethe und die Demokratie» zu sprechen: es «ließe sich bei einem Besuch Münchens und *nur* Münchens, der Stadt also, in der ich vierzig Jahre meines Lebens verbracht habe, sehr wohl der Gedanke herausarbeiten, daß dieser Besuch symbolisch für den ganz Deutschlands steht» (am 9. März 1949).

Genug der Politik. Einige Erläuterungen waren hier wohl nötig. Das andere spricht für sich selbst.[2]

Hans Wysling

[1] Jetzt abgedruckt in J. F. G. Großer, *Die große Kontroverse,* Ein Briefwechsel um Deutschland, Nagel Verlag, Hamburg 1963, S. 57–61.

[2] Eine Liste der uns vorliegenden Briefe haben wir am Schluß zusammengestellt. Die bedeutenderen darunter drucken wir hier ab, nicht ohne Frau Katia Mann und Herrn Professor Preetorius für ihre freundliche Bewilligung zu danken.

E. Preetorius an Th. Mann (Entwurf)

8. September 1945
Krottenmühl, Obb.

Verehrter, lieber Freund:
Ob Sie meinen Brief zum 6. Juni erhalten haben? Leider war er falsch adressiert, nach Princetown[1], und erst durch die ehemalige Frau Speyer[2] – tröstende Genossin dieses ländlich einsamen Asyls – erfuhr ich dann, wo Sie jetzt residieren: aus unsrer Trümmerwelt eine wahrhaft elyseische Vorstellung! – In jenem Geburtstagsbriefe hab ich mir manches vom schweren Herzen geschrieben – nicht zuletzt aber auch, wieviel an aufrichtender Festigung in verzweifelt dunklen Tagen, da der Glaube an Mensch und Menschensinn zu schwinden drohte, gerade Ihr Werk mir gegeben hat, einschließlich des für mich neuesten und wahrhaft erstaunlichen: «Lotte in Weimar». – Wie wüßte ich gern von Ihren Arbeitsplänen, Ihren derzeitigen Interessen, was heute an Sie herangetragen wird, womit Sie apostrophiert werden. In Unkenntnis all dessen mag es töricht sein, ja überflüssig, mit Vorschlägen und Anregungen aufzuwarten. Und doch drängt es mich dazu: nicht nur gibt es Themen, deren Klärung und vertiefte Erkenntnis heute zehnmal dringlich geworden sind – sondern auch keinen Deutschen mehr, der wie Sie das äußere Ansehen und innere Wissen, die Sprach- und Stoffbeherrschung besäße, der als einzigartiger Wahrer echter Humanität durch alle Wirrsal hindurch in solchem Maße legitimiert wäre, das richtigstellende und richtungweisende Wort zu jenen Themen zu sagen. – Ich wage es also und gehe in medias res. Erstens wäre eine Apologie Wagners zu verfassen, die der irrigen und irreführenden Meinung entgegentritt, Wagner sei eine Art Nazi und seine Musik und Philosophie als nazistische Regungen fördernd zu boykottieren – was der englische Sender allen Ernstes behauptet. Welche Verkennung von Wagners leidenschaftlich kriegsfeindlicher Gesinnung, seines hohen Glaubens an die wunderweckende Kraft der Kunst, seiner Kunst als eines neuen Mythos, der mit magischem Anruf die unseligen Klüfte zwischen Macht und Geist, dem Einzelnen und der Gemeinschaft schließen werde und die ganze Menschheit erlösen.

Zweitens geht es um einen «Fall Nietzsche», der freilich ohne Ressentiment, mit aller Verehrung dieses vorwegnehmenden Geistes dennoch eine entschiedene Abgrenzung seiner Erkenntnisse und Lehren enthalten sollte. Denn glauben Sie mir: nicht nur die deutsche, die Jugend der ganzen Welt ist von der gefährlich geistfeindlichen, verwirrend widersprüchlichen Haltung Nietzsches angesteckt, geradezu infiziert. Und wie es mit solchen Gedanken in solch' hinreißender Formulierung geht: sie sind auch ungelesen, auch unbewußt in jedem jungen Menschen virulent. Hier liegen die wesentlichen Antriebe und Rechtfertigungen aller gewalttätigen Heroismen.

Der Ausgangspunkt solcher Abwehrschrift sollte das naturferne, naturenterbte Bewußtsein Nietzsches sein, das Auseinanderstreben seiner vitalen und geistigen Kräfte, also ein Grundmangel seines Wesens, der ihm zwar das überschärfte Gehör für die Krankheitssymptome seiner Zeit gegeben, aber auch jeden Glauben suspekt gemacht hat außer dem einzigen, daß die denkerische Vernunft Wahrheit und Wirklichkeit auf keine Weise erfassen könne. Aus solcher Allesbezweiflung wächst

[1] Thomas Mann war im März 1941 von Princeton nach Kalifornien übersiedelt.
[2] Gesch. Frau des Dichters Wilhelm Speyer (geb. 1887 in Berlin, gest. 1952 in Basel). Über dessen Neffen, «Lieutenant Gerard W. Speyer, Information Control Div. Publishing Operations Section», sandte Thomas Mann am 23. 11. 1945 sein Antwortschreiben an Preetorius. Vgl. im Offenen Brief an W. von Molo: «Ja, so mancher Brief kommt nun aus der fremden, unheimlichen Heimat, vermittelt durch amerikanische Sergeants und Lieutenants...» (GW XII 958).

Nietzsche das verzehrende Nichts, dem sein unstillbarer Lebenshunger komplementär ist. Und dagegen setzt er als das einzig Positive die verrosteten Requisiten von Übermensch und ewiger Wiederkehr.

Ich kann das alles nur rasch andeuten, betone aber noch, daß endlich die gründliche Verkennung des griechischen Geistes durch Nietzsche einmal ausgesprochen werden müßte. Nietzsche beruft sich auf die Vorsokratiker, und doch ist deren Fundament wie [das] der ganzen griechischen Philosophie der Logos als die Macht, Seele und Welt zu vereinen. Den Herrschaftsanspruch des menschlichen Geistes anzukünden: das ist ja die große Tat der Griechen, eine gewiß gefährliche, eine Prometheustat. Und Sokrates ist der Abschluß ihres philosophischen Denkens, die Haßregung Nietzsches gegen ihn aber ein Stück Selbsthaß...

Die entlarvende Kraft Nietzsches etwa den Moralismen gegenüber ist wunderbar: allein er kennt keine Grenzen, keine Schonung und Scheu, alles und jedes stellt er in Frage: er reißt die hegenden Horizonte ein und verwirft zuletzt Gott als faustgrobes Verbot, zu denken: das aber heißt als sinnvollen Glauben an Welt, Mensch und seinen schöpferisch-erkennenden Geist. Und übrig bleibt nach Pascals prophetischem Wort der Mensch als Ungeheuer.[1]

Endlich das dritte Thema: die Abfassung einer «Theorie des Deutschen».[2] Es muß nicht nur die grundsätzliche Andersheit der deutschen Wesensart – Verwunderung und Abscheu aller sonstigen Völker –, sondern auch deren Gewordenheit, deren Herkunft, deren Warum erkannt und voll ins deutsche Bewußtsein gehoben werden, soll es einen Weg zu Umkehr und Läuterung geben. Denn der Deutsche neigt verhängnisvoll zur Verdrängung – Verdrängung seiner eignen, allzu komplexen, allzu vielschichtigen, allzu schwankend-weichen Wesensart. Daher rührt auch (neben so viel anderem) sein Hang zum Soldatischen als Drang befohlen zu werden, gehorchen zu müssen: es ist das Ausweichen vor sich selber, vor allen inneren Schwierigkeiten, Flucht vor der eigenen Verantwortung. (Kennen Sie Bakunins[3] treffendes Wort von der tief mit sich unzufriedenen deutschen Selbstzufriedenheit?)

Bei der Untersuchung dessen, was eigentlich die rätselvolle deutsche Art gemacht hat, wären erstaunliche Entdeckungen ans Licht zu bringen: der tiefe Zusammenhang etwa von Luthers Tat und der idealistischen Philosophie, von der protestantischen Gnadenidee und dem Hegelschen Weltgeist bis hin zu Militarismus, Pharisäertum und der die Deutschen kennzeichnenden Instinktverlogenheit und -verlassenheit.

Wie ich schon sagte: das alles können nur flüchtige Andeutungen sein, kurze Notizen langer Überlegungen, die Not, Schrecken, namenlose allgemeine Verwirrung und der quälend fragwürdige Anblick all' unsres Seins und Tuns hervorgetrieben haben.

Seien Sie von Herzen gegrüßt, mit allem allem Guten bedacht und der treuen Verb. sicher Ihres *P.*

[1] Quel chimère est-ce donc que l'homme? Quelle nouveauté, quel monstre, quel chaos, quel sujet de contradiction, quel prodige! (Blaise Pascal, *Pensées*, Nr. 434, Ausgabe Giraud).

[2] Anregung zu diesem Abschnitt gab möglicherweise der Vorabdruck von *Deutschland und die Deutschen,* der am 30. 6. 1945 unter dem Titel *Vom deutschen Wesen* in der *Münchener Zeitung* erschienen war.

[3] Bakunin, Michail, russischer Revolutionär (1814-1876).

Th. Mann an E. Preetorius

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
23. Oktober 1945

Lieber Emil Preetorius:
Ihre beiden Briefe, der, worin Sie so freundschaftlich meines Geburtstags gedachten, und der zweite, nicht weniger inhaltreiche, sind mir richtig zugestellt worden. Ich danke Ihnen recht herzlich für diese lieben und bedeutenden Zeichen Ihrer Anhänglichkeit. Sie waren, man muß es kaum sagen, mit Abstand das Klügste und Sensibelste, was mir in diesen Monaten aus Deutschland zugekommen ist. Der Vergleich mit gewissen gedruckten Äußerungen schöner Seelen aus der «inneren Emigration»[1] ist garnicht zulässig.

Auch die mir freundlich zugedachten Bücher, das eine von Ihnen selbst, das andere über Ihr Werk[2], sind in meinen Händen, und ich habe meine Freude gehabt an der glänzenden Entfaltung Ihres Talentes und Ihrem sich ausbreitenden Ruhm. Unsere in dekorativen Dingen oft recht altmodische «Met»[3] in New York könnte eine kühne und dabei ohne Extravaganz auf der Höhe der Zeit stehende Phantasie wie die Ihre wohl brauchen, und ich würde mich nicht wundern, wenn sie Sie eines Tages zu Hilfe riefe, – was eine Chance mehr wäre, daß man sich hienieden noch einmal wiedersähe.

Es ist mir nahe gegangen, daß Ihnen durch Bombenschlag Ihr Heim und alle Ihre kostbare Habe verloren gegangen ist. Gewissermaßen kann ich Ihnen aus alter, längst verschmerzter Erfahrung den Choc nachfühlen. Die Münchner Zerstörungen, wie überhaupt den Ruin der deutschen Städte, stelle ich mir nur mit Grauen vor und sehe mit tiefer Beklemmung dem nun anbrechenden deutschen Winter entgegen, von dem unsere eigenen Militärärzte drüben für die Bevölkerung das Schlimmste befürchten. Möchten Sie persönlich in Ihrer oberbayerischen Ländlichkeit vor Kälte und Mangel leidlich geschützt bleiben!

Es ist natürlich, daß man sich seines äußeren Wohlseins in diesem noch satten und sicheren, wenn auch auf lange Sicht keineswegs unbedrohten Lande ein wenig schämt. Im übrigen bin ich längst versöhnt mit meinem Schicksal, und die Ereignisse haben es mir nur zu leicht gemacht, den Neid zu verlernen auf die Collegen, die, weil sie gegen den heraufziehenden Schrecken nie den Mund aufgemacht hatten, 1933 in der angenehmen Lage waren, zu Hause bleiben zu können. Daß sie dann ins Verderben schlidderten, ist nicht ihr Verdienst, obgleich sie sich jetzt auf ihr treues Ausharren und den inneren Gewinn, den es ihnen gebracht haben soll, nicht wenig zugute tun. «Deutschland, Deutschland, und ohne Deutschland muß man verkümmern.» Das ist Einbildung. Die Welt hat mir gutgetan, und vom deutschen Erlebnis habe ich, weiß Gott, nichts versäumt. Sie werden meinen Offenen Brief an Molo[4], einen recht zufälligen Adressaten, gesehen haben. Ich habe darin nicht alles gesagt. In Wahrheit ist aus dem «Exil» etwas ganz anderes geworden, als was es in früheren Zeiten war. Es ist kein Warte-Zustand mehr, auf Heimkehr abgestellt, sondern spielt schon auf die Auflösung der Nationen an und auf die Vereinheitlichung der Welt.

Halten Sie mich nicht für befriedigt! Das Unerträglichste, das mein duldsam-hinnehmendes Gemüt den Haß gelehrt hat, den wirklichen, tödlichen Haß, von dem ich

[1] Am 18. August 1945 veröffentlichte Frank Thieß in der *Münchener Zeitung* den Aufsatz *Die innere Emigration.*
[2] Die beiden erwähnten Bücher stehen nicht in der Archivbibliothek.
[3] Metropolitan Opera.
[4] Abgedruckt u. a. in: *Neue Schweizer Rundschau*, N. F., Jg. 13, H. 6, Zürich 1945.

mystischer Weise glaube, daß er nicht ohne Einfluß auf das Geschehen gewesen ist, – dies äußerste Unwesen ist zwar geschlagen, aber zum Stolz und Glücklich sein ist wenig Grund: Es sieht übel aus in der Welt, und nicht viel fehlt, daß wir wieder 1938, anno «München» hielten, als ich, de profundis, «Dieser Friede»[1] schrieb. Es ist ein unreiner Friede, wenn es überhaupt einer ist, und der Krieg fängt an, uns als erhebendes Zwischenspiel zu erscheinen. Der nächste, wenn er kommt, wird Deutschland moralisch sehr entlasten, da er zeigen wird, daß es ganz wohl auch ohne Deutschland geht...

Die Diskussionsanregungen Ihres zweiten Briefes sind vorzüglich und treffen mit großer Sicherheit die sensitiven Punkte oder sore spots, wie man hier sagt. Ich bin ja aber nur ein Gelegenheits-Essayist und meiner Bestimmung nach viel mehr ein Geschichtenerzähler; und so wird es verzeihlich sein, daß alle diese Gedankenkümmernisse sich wieder einmal in einem Roman niederschlagen, auf den in jenem Entschuldigungsbrief sogar eine Anspielung geschah: nämlich an der Stelle, wo ich von der altdeutschen Neigung zum Teufelsbündnis sprach. Wirklich handelt es sich um genau das, die Teufelspromission, und das Buch, das ich schon seit zwei Jahren vor mir her wälze, spielt zwar heute und gestern, steht aber mit einem Fuß immer im 16. Jahrhundert. Der Titel: «Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde.» Ein Musiker-Roman also, beinahe der Roman der Musik; ein Nietzsche-Roman, die Geschichte einer infektiösen Inspiration mit dem Collaps am Ende; ein deutscher Roman, die Geschichte vom kranken Deutschen, beinahe vom Deutschtum *als* Krankheit. Es scheint mir, nach 500 Schreibseiten[2], noch immer une mer à boire, und ist am Ende gar nicht zu realisieren. Wir machen uns mit jedem zurückgelegten Werk das Leben ja schwerer und endlich unmöglich, da eine gewisse Selbstverwöhnung zuletzt in die Desintegration, ins Unmachbare, nicht mehr zu Bewerkstelligende treiben muß. Das Problem ist, sich im Machbaren zu halten. Bei Hermann Hesses Alterswerk «Das Glasperlenspiel» spürt man das auch.

Dies zur Beantwortung Ihrer Frage nach meinen gegenwärtigen «Studien».

Haben Sie irgendeine Möglichkeit des Kontaktes mit Hans Reisiger?[3] Dann lassen Sie ihn doch wissen, daß ich nie etwas von ihm gehört habe. Er will mir nämlich geschrieben haben. Und mein alter Freund Ernst Bertram, der Pate unserer Medi[4], die nun Mme Borgese ist? Was hört man von ihm? Der Typus des sinnigen Edel-Nazi und betörten Germanisten. Aber seine Nietzsche-Legende bleibt doch ein ergreifendes Gedicht.

Mit allen guten Wünschen Ihr *Thomas Mann*

[1] *Dieser Friede*, zuerst abgedruckt in *Achtung, Europa!* Aufsatz zur Zeit, New York 1938, dann Stockholm 1938. Vorabdruck der drei Schlußabschnitte in *Die Zukunft*, hg. von W. Münzenberg, Paris, 1. Jg., 25. 11. 1938.

[2] Das Manuskript umfaßt 685 Seiten in deutscher Handschrift. Thomas Mann arbeitete zu diesem Zeitpunkt offenbar am XXIX. Kapitel.

[3] Hans Reisiger, geb. 1884, Schriftsteller und Übersetzer, war seit 1906 mit Thomas Mann befreundet. Im *Dr. Faustus* als Rüdiger Schildknapp porträtiert. Vgl. *Hans Reisiger zum siebzigsten Geburtstag*, 1954 (GW X 539–543).

[4] Elisabeth Mann, geb. 1918, heiratete 1939 Prof. Giuseppe Antonio Borgese.

Lieber und verehrter Freund,
Ihr Brief, für den ich Ihnen vielmals danke, war mir eine so große als herzerwärmende Überraschung. Nach der Anklage, die Sie vor aller Welt gegen mich erhoben[1], glaubte ich nicht, so bald wieder ein nahes, einläßliches Wort von Ihnen zu vernehmen. – Freilich drängt sich mir in begreiflicher Unsicherheit die Frage auf, ob nun die Ab- oder Zuneigung, die Verurteilung oder Wertschätzung von Th. M. mir gehöre. Aber vielleicht ist diese Frage indiskret, da Sie selber Ihre Anklage mit keiner Silbe berühren, obwohl Sie auf Ihren Brief an iste Molo zu sprechen kommen. – Es sei jedoch ganz Ihrem Ermessen überlassen, meine Frage als getan oder nicht getan zu nehmen – Ihrem Ermessen, ob ich versuchen darf, Sie über einiges mich Betreffende ins rechte Bild zu setzen, das von Ihrer Ferne aus nicht sichtbar ist.

Bertrams «Nietzsche»[2] bleibt etwas Wunderbares und, soviel ich sehe, trotz der inzwischen weiter angewachsenen Nietzsche-Literatur etwas Einzigartiges. – Ich bin noch immer bei meinem Anti-Nietzsche, je weiter ich dringe, um so schwieriger erscheint mir mein Vorsatz. Es fehlt nämlich für einen Generalangriff das rechte Objekt, das in sich zusammenhängende Gegenüber: es fehlt bei Nietzsche die Bezogenheit auf eine wie immer gerichtete Achse, seit der Lösung von Schopenhauer. Erstens stellt N. alles in Frage, und dabei geraten ihm erstaunliche Erkenntnisse wie peinliche Flachheiten. Dann wertet er um, und das Ergebnis ist das gleiche: weitreichende Sichten von unerhörter Kühnheit neben Banalitäten im Plakatstil. Und dies Nebeneinander ohne Zusammenhang, auf so ungleicher geistiger Höhe, kennzeichnet die denkerische Wesensart Nietzsches, in der sich erstmals der furchtbarste, radikalste Umbruch der Geistesgeschichte ankündigt und auf andere Weise wohl gar nicht ankündigen kann. Aber seine Probleme sind nicht mehr die unsrigen, die von heute: es geht nicht mehr ums Infragestellen, ums Umwerten, sondern es geht darum, Maß und Grund zu setzen und neue Gesetzestafeln aufzurichten. Dabei bleibt unbestritten, daß ein großer Teil unsres Denkens auf der Grundlage ruht, die N. gelegt, daß er nicht nur für viele Wissensgebiete völlig neue Problemstellungen gegeben, ja sie erst in unsern Erkenntniskreis gerückt hat. –

Wie könnt ich mir denken, daß Sie diesen Anti-Nietzsche schrieben: nicht umfänglich, nicht gelehrtenhaft-besserwissend, aber doch entschieden als respektvolle Abgrenzung und in einer Sprache, biegsam, edel, nuancenvoll. – Sie seien kein Essayist, meinen Sie, aber Sie haben Essays verfaßt, die zu den glänzendsten, gedankenreichsten gehören, die geschrieben wurden (Goethe, Wagner, Freud!). – Und doch begreife ich es, daß es Sie zum Roman zieht, daß Sie hier Ihre größte Begabung erkennen. So ist das wenige, was Sie von dem neuen Buche sagen, höchst verheißungsvoll und so recht ein Thema, das nur Sie erdenken und bewältigen können. «Deutschsein als Krankheit»: das ist ein Wort furchtbar und wahr zugleich.

Die Welt sieht dunkel und verworren aus; Sie haben recht: dieser lang ersehnte Friede will kein rechter werden. Und doch haben Sie auch darin recht, was Sie von Ihrem Exil sagen: heute, da die Welt ein Ganzes, sinnvoll ineinander Wirkendes werden muß, will sie menschenwürdig fortbestehen, hat das Exil Sinn und Schrecken verloren – ach, wäre es doch bald wahr und wirklich so! –

[1] Im Offenen Brief an Walter von Molo, September 1945.
[2] Thomas Manns Exemplar von Ernst Bertrams *Nietzsche* (Bondi, Berlin 1918) steht, reich mit Anstreichungen versehen, im Archiv. Vgl. Brief an Bertram vom 21. 9. 1918 (*Briefe* I 150).

Wir stehen hier vor dem Winter mit Bangen: schon hat das Frieren begonnen, das Hungern kommt nach. Auf dem Lande ist es damit nicht viel besser wie in der Stadt, aber noch immer erträglicher als in andern Gegenden unsres zerstörten, bettelarmen, heillos zerrissenen Landes. –

Leben Sie herzlich wohl – ich bin und bleibe in treuer Verehrung

Ihr *Preetorius*

E. Preetorius an Th. Mann

Krottenmühl, Obb.
10. Juni 1946

Verehrter, lieber Freund –

endlich, endlich kommt mir die lange, die bange ersehnte Nachricht, Sie seien außer aller Gefahr und auf dem Wege der Besserung.[1] Tausend, tausend gute Wünsche! – So kann die beklemmende Sorge fallen, die lang auf mir gelastet: Sie leben, Sie genesen, Sie werden wieder dasein und schreiben und sprechen zu Welt und Menschen – ach, das ist so schön, so erwärmend, so befestigend, daß es mich bei allem Dunkel ringsher froh macht und dankbar.

Ihr langer, nachdenklicher, von so mancher bitteren Anklage erfüllter Brief (Ende Februar abgesandt) liegt vor mir. Mir wird schwer, darauf zu antworten, und ich meine auch, daß er eine eigentliche Antwort nicht erwarte. – Darin jedesfalls stimme ich völlig mit Ihnen überein: kein Deutscher hat heute das Recht, sich zu beklagen, und mag er das Teuerste verloren, das Furchtbarste erlitten haben und bettelarm geworden sein. Und die Selbstbemitleidung ist von vielen fragwürdigen Attitüden des Deutschen die erbärmlichste. – Freilich: wann hätte der Deutsche nicht zu jeder Art von Verdrängung geneigt, zu jeder Art von Projektion der eignen trüben Mächte in die anderen! – Es ist das Verhängnisvolle, daß er sich vor sich selber verstecken, sich selber nicht wahrhaben will – im Bösen nicht, aber auch nicht einmal im Guten, in seinem besonderen, völligen Anderssein, das, recht verstanden, einen so hohen Appell in sich schließt.

Und doch, lieber Freund, lassen Sie mich das sagen – und doch sollten Sie dem einzelnen Deutschen und den jeweils besonderen Umständen Gerechtigkeit widerfahren lassen. – Sehen Sie meinen Fall, den ich nenne, weil er – mutatis mutandis – keineswegs allein steht. Es ist ja nicht Hitler-Bayreuth, sondern es ist Wagner-Bayreuth: das verpflichtende Vermächtnis eines großen, von hohem Wollen erfüllten Menschen, für das ich meine Kraft eingesetzt. Und ist es nicht am Ende begreiflich, daß ich meine Arbeit, für die ich mit unendlicher Mühe (beginnend 1931) erstmals die Bedingungen zu schaffen geglaubt habe, um den vorausschauenden Ideen Wagners gerecht zu werden – daß ich dies Werk 1933 nicht im Stiche ließ? Ich war eingefangen in meine Arbeit, stand in ihrem Bann. Und schließlich habe ich mit meiner Szenengestaltung ein neues Vorbild geschaffen, nicht nur für Deutschland, sondern die Welt, die ja noch 1938 in Bayreuth zusammenströmte, und habe damit das große Thema erneut zur Diskussion gestellt. – Selbst Ricarda[2], die an tödlichem Hasse gegen den NS Ihnen gewiß nicht nachsteht, hat mir das voll zugute gehalten. – Freilich: sie wußte auch, was Sie nicht gewußt: welchen Anfeindungen und Bedrängungen ich trotz Bayreuth und allem äußerem Ruhm zunehmend ausgesetzt war: Briefkontrolle, Haussuchung, Verhör und endlich 1943 die Erklärung zum Staatsfeind durch Gauleiter und Gestapo

[1] Am 24. April 1946 mußte sich Thomas Mann im Billings Hospital, Chicago, einer Operation unterziehen. Vgl. *Entstehung des Dr. Faustus,* Kapitel XIII (GW XI, 255–269).

[2] Huch, Ricarda (1864–1947).

infolge der Auffindung meiner großen, freundschaftlichen Korrespondenz mit Juden in Holland. – Von Anfang an war ich ja verdächtig und sozusagen außer der Reihe gestellt durch mein eindeutiges Bekenntnis zum Judentum, bei dem ich verharrt, bis zuletzt verharrt habe. – Das sieht alles heute nach wenig aus, und doch darf ich sagen, daß es eine Widerstandskraft erfordert hat, die in ähnlicher Lage nicht viele aufgebracht haben. – Mir ist nicht zufällig keine Auszeichnung geworden, auch die wohlfeilste, die Goethemedaille nicht; ich habe alles beharrlich abgelehnt: die Parteimitgliedschaft, den Kultursenator, die Teilnahme an jeder Parteisache und trotz wiederholten Druckes weder in Wort noch Schrift die sogenannten Kulturtaten des NS erwähnt. Immer wieder: heute sieht das wie eine Selbstverständlichkeit aus, und ich tue mir gewiß auch nichts darauf zugute. Aber einfach, gefahrlos war das alles nicht, gerade in meiner prekären Lage. – Sie sprechen in nebensächlichem, fast wegwerfendem Tone vom Terror. – Lieber Freund, Sie ahnen nicht, was die Magie des Terrors bedeutet. Glauben Sie mir, alles Entsetzliche, was ich durchlitten in berstenden Gewölben, verschütteten Kellern mit qualvoll sterbenden Menschen – all das reicht nicht an ein Verhör durch die Gestapo. Da hab' ich erst erfahren mit eisigem Grauen, was Terror ist, jene laut-, seelen-, mitleidlose Gewalt, die von überallher lauert und jede Minute zum tödlichen Sprunge ansetzen kann. Die völlige Ohnmacht, die Wehrlosigkeit diesen entsetzlichen Menschen gegenüber ist so lähmend, daß ich mit einem Male begriff, wie man in solcher Situation zur Selbstaufgabe, zur Selbstbeschuldigung kommen könne.

Aber ich wiederhole: Sie haben in so vielem völlig recht, auch was die genannten Einzelpersönlichkeiten betrifft. Und gar Ihr Widerwille gegen Stumpfheit, Arroganz und Mitleidsheischen der Deutschen ist wie sehr begreiflich. – Mich faßt oft die dunkle Verzweiflung: ob denn kein Leiden, kein Niederbruch, keine Not jeder Art groß genug sind, den Deutschen zur vollen, schonungslosen Selbsterkenntnis zu bringen und damit zur endlichen Umkehr: ob denn wirklich all das, was geschehen ist, geschehen konnte, unfruchtbar bleiben soll. – Gut deutsch sein, sagt Nietzsche, ist sich entdeutschen – das aber heißt: der deutschen inneren Tendenz ins Allgemeine gehorsam sein, Deutschtum als die ins Unendliche reichende Aufgabe begreifen, die Menschheit zu verwirklichen, zu werden. Wie tief sinnvoll wird von da aus alles unruhvoll Strebende des Deutschen, alles Künftige, Ahnende, Jugendliche, alles Noch-Nicht in Entwicklung, in Form, in Werk. Und wie schmachvoll ist die äußere deutsche Tatsächlichkeit dieser inneren deutschen Wirklichkeit gegenüber...

Leben Sie wohl für heute! Lassen Sie mir bald ein Wort zukommen, daß ich mich eines lebendigen Zeichens von Ihnen erfreuen kann und nehmen Sie wieder und wieder alle Herzenswünsche von Ihrem immer getreuen

Emil Preetorius

Th. Mann an E. Preetorius

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
30. Dez. 1946

Lieber Pree, ich mag das Jahr nicht *ganz* zu Ende gehen lassen, ohne Ihnen doch wieder einmal ein Wort freundlichen Gedenkens zu schreiben, wenn es Sie auch erst lange nach Beginn des 1947. p. Chr. n. erreichen wird. Mein langes Schweigen wollen Sie mir nicht verübeln: Es ging mit der Wiederherstellung nach jener Operation[1] doch nicht ganz so rasch, viel Müdigkeit, z. T. habituell durch niedrigen Blutdruck,

[1] 24. April 1946 in Chicago.

der durch das hiesige Klima noch herabgesetzt wird, blieb zurück, und oft ist es nach geleistetem Vormittagspensum nichts mehr mit irgendwie persönlicher Korrespondenz – man «hat für heute genug». Ich setze, wissen Sie, alles daran, das Roman-Monstrum fertig zu machen, das mich schon 2 ½ Jahre beschäftigt, diesen D. Faustum, der, weil eben zuviel von Zeit und Kunst und Leid der Zeit und Not der Kunst hineinwollte, sollte [verschrieben für: solche] Dimensionen angenommen hat. Es soll mir aber nicht wieder passieren. Nie wieder Roman, ich bin entschlossen. In den Jahren, die mir noch bleiben, will ich gewißlich nur noch kurze, rasch abzutuende Dinge machen: Aufsätze, Memoirenhaftes, eine short story einmal – ich denke es mir ganz nett und unbeschwert, das Leben eines Atlas zu führen, ist eigentlich schon jetzt nichts mehr für mich. Buddenbrooks, der Zauberberg, die Josephsgeschichten mit eingelegtem Goethe-Götterspiel und nun dies – für ein Leben ist das an Hochbauten genug und für das meine überraschend viel. Ich habe Geduld gehabt, – die Schopenhauer heroisch nannte. Der Gute, er fand schon sein Ein-und-Alles, immer Festgehaltenes heroisch. Der Arme, viel Gutes hat er mit seinem Lebensliede der Menschheit nicht getan. Von da ging es zu Nietzsche hinauf ins Eis und dann unglaublich schnell, unglaublich tief hinunter.

Eben imaginiere und komponiere ich für meinen Musiker die «Symphonische Kantate»[1], mit der er vom geistigen Leben Abschied nimmt, «D. Fausti Weheklag» (nach dem Volksbuch)[2], ein Lied an die Trauer, da die «Freude» der Neunten Symphonie offenbar nicht sein soll und ihre Verkündigung zurückgenommen werden muß. Es ist ein expressivstes Werk, denn der erste und eigentliche Ausdruck ist Klage, und sobald die Musik sich zum Ausdruck emanzipiert, am Beginn ihrer modernen Geschichte, wird sie zum Lamento[3] und zum «Lasciatemi morir». – Nun, die Klage ist ja ein recht zeitgemässer Ausdrucksgehalt, und auch *Ihr* «Unbehagen an der Kultur» geht wahrscheinlich weit über die materiellen Unzuträglichkeiten und Entbehrungen hinaus, die, so suche ich mir wenigstens vorzumachen, in Ihrer oberbayerischen Ländlichkeit nicht *ganz* so schlimm sein mögen wie anderwärts in deutschen Landen – – Schrecklich, schrecklich! Bei Erzählungen, wie Europa-Reisende, Dieterle's[4] jetzt zum Beispiel, sie liefern, wird mir weh und bange. Wie könnte aus solchem Leben etwas anderes kommen, als Verzweiflung am Leben? –

Merkwürdig! Da ich mit diesen Zeilen genau so weit gekommen bin, erreicht mich Ihr Brief vom vorigen Monat. Ein melancholischer Brief. Was soll ich weiter dazu sagen? Daß ihr Deutschen lieber fidele und vertrauensvolle Briefe schreiben solltet? Das wäre etwas viel verlangt. Was Ihnen da zu Ohren gekommen, war nichts Neues, nichts von heute. Sie hatten es gelesen in dem Brief an Molo, an einer viel beanstandeten Stelle, wo ich von den unheimlichen Gefühlen sprach, mit denen ich Produkte des Dritten Reiches entgegennähme. Wir draußen und ihr drinnen, wir haben beide eine wohl etwas krankhafte Sensitivität in Dingen dieses Dritten Reiches. Genug! Ich will nur feststellen, daß ich diesen Neujahrsgruß gestern spontan zu schreiben begann, und daß erst heute Ihr Brief kam.

Freundschaftlich der Ihre *Thomas Mann*

[1] GW VI, 643–651.

[2] Thomas Mann verwendete die Ausgabe von J. Scheible, Stuttgart 1847: *Die Sage vom Faust.* Der Band steht im Thomas-Mann-Archiv.

[3] In Kreneks *Music Here and Now* hatte Thomas Mann einen Vergleich zwischen Schönberg und Monteverdi gefunden (S. 119). Er brachte darauf Leverkühns «Weheklag» in Verbindung mit Monteverdis *Lamento d'Arianna,* 1608.

[4] William Dieterle, geb. 1893, Schauspieler, Theater- und Filmregisseur, seit 1932 in den USA. In der *Entstehung des Dr. Faustus* mehrmals erwähnt: GW XI 270, 295, 296.

Th. Mann an E. Preetorius

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
12. Dez. 1947

Lieber Pree,
Pipers Sendung und die meine, Ihre «Gedanken zur Kunst»[1] und der Sonderdruck meines Nietzsche-Versuchs[2], haben sich gekreuzt, und ich muß gestehen, ich komme gut weg bei diesem Austausch: für eine Gelegenheitsleistung, die allenfalls der Stunde gerecht wurde, aber recht weit hinter den Träumen zurückbleibt, die ich selbst wohl hegte, wenn ich daran dachte, über Nietzsche mein Herz auszuschütten, erhalte ich das voll ausgetragene und ausgebaute Gedankenwerk eines Künstlers, der über die Sphäre seines Wirkens so treu und tief nachgedacht hat wie wenige und alle Bildung, alle Ausdrucksmittel besitzt, um seine Erfahrung zur schönen Lehre werden zu lassen. Ich bin ja eigentlich kein Augenmensch, sondern mehr ein in die Literatur versetzter Musiker, aber wenn ich von dem Genuß, den mir Ihr Buch bereitet hat, auf denjenigen schließe, den erst bildende Künstler daran finden müssen, so kann ich mir ihre Dankbarkeit für dies erhellende Geschenk nur enthusiastisch denken. Wirklich habe ich das Gefühl, als ob seit Ruskin[3] nicht mit soviel Wissen und Weisheit über Kunst geschrieben worden sei. Unsere deutschen Kunst-Schriftsteller vom Schlage Meyer-Graefe's waren doch Feuilletonisten, die nur den Finger am Pulse der Zeit hatten, und selbst Wölflin, ein großer Kenner, Deuter und Historiker gewiß, hatte kaum diesen philosophischen Tiefgang. Die Goethe-Sprüche an den Portalen der einzelnen Essays oder Vorträge sind keine Dekoration, mit der das weniger Bedeutende sich einen Anstrich gäbe. Was folgt, ist durchaus ihres Geistes und Ranges, und in der aphoristischen Schlußabteilung steht manches Wort, das tatsächlich in den «Maximen» oder in Ottiliens Tagebuch[4] vorkommen könnte.

Sie haben den armen Deutschen mit diesem Buch etwas Geistiges und Gutes, wie aus ihrer besten Zeit, gegeben. Hoffen wir, daß sie es nicht nur als «Sachwert» kaufen, sondern es dem moralischen Werte nach, den es gerade heute darstellt, zu schätzen wissen. –

Der Nietzsche-Aufsatz, um es zu wiederholen, ist nicht das, was ich selbst, und andere wohl auch, von mir über diesen Gegenstand erwartet haben. Das ist viel eher der Faustus-Roman, der jetzt in der Schweiz nicht ohne Erregung diskutiert wird, und der unter anderem und zum guten Teil ein Nietzsche-Roman ist. Seine innerdeutsche Ausgabe[5] mag eben in Druck gehen, und ich darf – oder soll ich sagen: muß – damit rechnen, daß Ihnen das Buch in naher Zeit vor Augen kommt. Darum ein Wort darüber.

[1] E. Preetorius, *Gedanken zur Kunst,* Küpper, Berlin 1940; 4., erweiterte Aufl., Piper, München 1947.
[2] *Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung.* Vortrag, gehalten an der Pen-Club-Tagung in Zürich am 2. Juni 1947. Sonderdruck aus *Neue Rundschau,* Stockholm, Herbst 1947.
[3] Die etwas zufälligen Bemerkungen beziehen sich auf den englischen Schriftsteller und Sozialreformer John Ruskin, der von 1870–1884 Professor für Kunstgeschichte in Oxford war; auf den Kunsthistoriker und Schriftsteller Julius Meier-Graefe, der vor allem durch seine *Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst* (1. Auflage 1904) und seine Bücher über verschiedene Impressionisten bekannt geworden ist; endlich auf den Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin, der 1893 als Nachfolger von J. Burckhardt in Basel Professor wurde. (Wölfflin lehrte seit 1901 in Berlin, seit 1912 in München, seit 1924 in Zürich.) Thomas Mann hat Meier-Graefe und Wölfflin persönlich gekannt.
[4] In den *Wahlverwandtschaften* (1809) hatte Goethe verschiedene Auszüge «Aus Ottiliens Tagebuch» wiedergegeben.
[5] Lizenzausgabe: Berlin/Frankfurt a. M., Suhrkamp 1948.

Es ist ein Lebensbuch von fast sträflicher Schonungslosigkeit, eine sonderbare Art von übertragener Autobiographie, ein Werk, das mich mehr gekostet und tiefer an mir gezehrt hat als jedes frühere (die Josephsgeschichten waren das reine Opernvergnügen im Vergleich damit), und dessen innere Erregung, glaube ich, noch dort durchschlägt, wo es am langweiligsten ist. Sie zittert nach in fast jeder Besprechung, die ich zu lesen bekommen habe, und selbst ein kühler Kritiker wie Emil Staiger meint in der «Neuen Schweizer Rundschau»[1], der «Faustus» ordne sich nicht einfach in die Reihe meiner früheren Werke ein, ein höherer Rang gebühre ihm «sogar in diesen Rängen», und eine Leidenschaft sei hier am Werke, «die vorauszusagen bei dem biblischen Alter des Verfassers wohl niemand die Kühnheit aufgebracht hätte». – Wirklich darf man es ja ein exceptionelles Vorkommnis nennen, daß Einer mit Siebzig sein «wildestes» Buch schreibt. Auch war es kein Zufall, daß ich mittendrin gefährlich erkrankte – und mich von dem schweren Eingriff dann erstaunlich, wie ein junges Blut, erholte, um dies fertig zu machen.

Der Ring schließt sich. Es ist, nach fünfzigjährigen Wanderungen durch Raum und Zeit, eine Heimkehr ins Deutsch-Altstädtische, Deutsch-Musikalische, und der «Zufall» will, daß ich gerade durch den Wiederabdruck eines Kapitels aus «Buddenbrooks» in einer amerikanischen Anthologie «The World's Best»[2] des Jugendromans wieder ansichtig werde. Eine Heimkehr unter wie veränderten, wie erschütternden Umständen! Aufwühlender, als das vermiedene persönliche Wiedersehen es hätte sein können, und, wie Sie zugeben werden, ein reichlicher moralischer Ersatz dafür.

Es ist keine Generationen-Saga geworden diesmal, sondern eine fiktive Biographie, in der die Gemessenheit des Schreibenden und die Dämonie des Gegenstandes eine kuriose Mischung eingehen, und die, von 1884 bis 1945 spielend, die Epoche zu umfassen sucht, in der ich gelebt habe. Wie «Buddenbrooks» fern von seinem Schauplatz entstand, in Rom und München, so dieses Buch noch ferner von den seinen, tief abgetrennt von diesen durch alle Umstände, unter denen es – von 1943 bis 46 – geschrieben wurde, – was dazu beitrug, seine Rücksichtslosigkeit, seinen menschlichen Radikalismus zu steigern. Soll ich ihn Unmenschlichkeit nennen? In der Figur des Helden selbst, dieses Adrian Leverkühn, liegt etwas Kaltes und Unmenschliches, aber auch soviel von Selbstopfer, daß es vielleicht die menschlichen Kruditäten des Buches, das kalte Portrait meiner Mutter, die Preisgabe des Schicksals meiner Schwestern, zu sühnen vermag. Eine eigentümliche *Montage*-Technik[3], erregend und aus Erregung kommend wie alles übrige, setzte sich durch, bei der Fragmente geistiger Wirklichkeit – wie etwa die Détails aus Nietzsche's Leidensgeschichte und das Thema der Shakespeare-Sonette – aber auch bürgerlicher Wirklichkeit, Namen, Fakten, der Fiktion gleichsam aufgeklebt wurden, – etwas in dieser Weise mir nie Vorgekommenes und Zugestoßenes.

Irgendwo mittendrin nun sind da, in naher Verbindung mit Leverkühns ankündigungsvollem Kapitalwerk, der «Apocalipsis cum figuris», Szenen aus einem Münchner Debattier-Klub[4], bei denen der Teufel mich ritt, an gewisse, mit geistreichen

[1] Emil Staiger, *Thomas Mann ‚Doktor Faustus'* in: *Neue Schweizer Rundschau,* H. 7, Zürich 1947.
[2] *105 Greatest Living Authors Present the World's Best;* ed. by Whit Burnett. New York: Dial Press 1950. Enthält Teildruck aus *Buddenbrooks* und englischen Erstabdruck von Manns *Zu einem Kapitel aus ‚Buddenbrooks'*.
[3] Vgl. *Entstehung des Dr. Faustus* (GW XI, 165 f.).
[4] Preetorius hatte sich, nicht ganz zu Unrecht, in Sixtus Kridwiss wiedererkannt, der ja auch «Graphiker, Buchschmuckkünstler und Sammler ostasiatischer Farbenholzschnitte und Keramik» ist GW (VI 481).

Herren in Ihrem Heim in der Ohmstraße verbrachte Abende zu denken und diese doch eigentlich völlig dezente Erinnerung meiner Schilderung vom Wachstum des Bösen zu unterlegen! Muß ich Sie bitten, sich nicht davor zu entsetzen und nicht darüber zu zürnen? Ich muß es wohl allerdings und tue gut, die Bitte ins Beschwörende zu treiben, wenn da nun auch noch die neugierige und Darmstädtisch redende Randfigur des freundlichen Gastgebers schattenhaft, sehr schattenhaft auftaucht, ein Schemen ohne vollere Existenz, der mit Ihrer Person 2 ½ Äußerlichkeiten gemeinsam hat, und das ist alles. Noch einmal, *muß ich Sie bitten,* sich mit mir zusammen über die Dummheit und Bosheit, auch die Entrüstung derer hinwegzusetzen, die da sagen werden, das seien Sie? Absurd! Und doch, als Bitte, notwendig von mir aus, auch wenn Sie die Achseln darüber zucken. Ich habe sogar noch ein weiteres Anliegen und Ersuchen, nämlich, daß Sie diesen Brief wieder lesen, wenn Sie eines Tages an die Lektüre des «Faustus» gehen.

Leben Sie recht wohl, lieber Meister! Ich lege Ihnen ein neuestes, von einer amerikanischen Freundin[1] angefertigtes Bildchen von mir und eine kleine Ansicht unseres Hauses und Gartens bei.

Ihr *Thomas Mann*

Th. Mann an E. Preetorius

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
21. Januar 49

Lieber Pree, wie lange liegt Ihr guter Brief vom ersten Anfang des Dezembers schon bei mir, unbedankt! Ich sehe es mit Beschämung. Aber man hat seine liebe Not – so dumm es klingt, aber meine Korrespondenz ist ein wahrer Fluch und hängt mir am Leben wie eine Eisenkugel; ich kann das alles kaum noch lesen, geschweige denn irgendwie zulänglich darauf eingehen, selbst wenn ich, ganz gegen meine Natur, diktiere, was ich oft serienweise tue, auch weil bei aller sonstigen Wohlerhaltenheit der Hülle die Augen nicht mehr so wollen – oder vielmehr können – wie früher. Ein Brief von Ihnen ist doch was Rechtes, darum, lieber Freund, wenn Sie mir wieder schreiben, wählen Sie die Lettern Ihrer schönen, dekorativen Schrift eine bis anderthalb Nummern größer! Beim Letzten konnte ich nicht mehr mit, ich mußte ihn mir vorlesen lassen, was dem Selbstlesen nicht ganz gleichkommt, und jetzt, wo er neben mir liegt und ich darauf eingehen möchte, kann ich wieder nicht mehr recht feststellen, worauf es mit all der schmuckhaft-ebenmäßigen Winzigkeit hinauswollte. Wie machen denn Sie das? Schreiben Sie unter der Lupe? An eine Tontafel, mit Miniatur-Keilschrift bedeckt, wie sie mir zur Zeit des «Joseph» oft vor Augen kamen, erinnert es am ehesten, – als Bild bezaubernd, aber unzugänglich.

Sie werden meine Erwiderung kaum vermißt haben, denn wenn mir recht ist, berichteten Sie von allerlei bevorstehenden Kunstreisen, zu erfüllenden Inszenierungs- und Vortragsverpflichtungen im In- und Ausland. Sie gehören zu den bevorzugten Deutschen, denen Bewegungsfreiheit und Außenluft gegönnt sind, und werden darum gewiß viel beneidet, denn nach allem, was man hört, wird in Deutschland unter dem Gefühl der Eingesperrtheit und Isolierung von der «Welt» mehr gelitten als unter den Mängeln der Ernährung, mit denen es seit der Währungsreform am Ende nicht mehr so schlimm ist...

[1] Florence Homolka, Tochter von Agnes E. Meyer.

– Ich habe mich seit unserer vorigen Europa-Reise kaum vom Fleck – dem sehr schönen Fleck – gerührt. Gearbeitet habe ich ein kleines autobiographisches Buch über die Entstehung des «Doktor Faustus» in den Jahren 1943 bis 46. Dann habe ich, ungefähr zur Hälfte, einen kleinen Legenden-Roman[1] geschrieben, der eine prosaische Neufassung von Hartman von Aue's «Gregorius auf dem Steine» ist – übernationales Mittelalter, auch sprachlich, sehr sündig und fromm, erzählt von einem irischen Mönch, der den Platz von Prof. Zeitblom eingenommen hat. Aber jetzt muß ich erst einmal den Goethe-Vortrag zu Papier bringen, mit dem ich Ende April auf Reisen gehen soll: zuerst nach dem Osten hier, dann nach England, Schweden und – so weiter.

Leben Sie recht wohl! Schreiben Sie wieder, etwas größer!

Ihr *Thomas Mann*

Th. Mann an E. Preetorius

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
9. März 49

Lieber Pree,

Ihren guten Brief vom 25. II. habe ich ruhen (und in mir wirken) lassen, bis die angekündigte Antwort von der Münchener Akademie da sein würde. Sie ist nun gekommen, und ich lege Ihnen den Brief des Dr. Jacob[2], der nicht in allen Punkten mit Ihren Angaben übereinstimmt, bei, mit der Bitte um Ihren Kommentar.

Es ist ja nicht ganz zutreffend, zu sagen, daß ich einen Wunsch geäußert hätte. Ich habe alle satzungsgemäßen Möglichkeiten für die Mitgliedschaft als unpassend ausgeschaltet und gesagt, man müßte, um mich irgendwie unterzubringen, geradezu etwas Neues, etwa ein Ehren-Präsidium, erfinden, – eine Extravaganz, die ich eigentlich garnicht für tunlich gehalten habe. Ich hatte durchaus damit gerechnet, daß man meinen Brief als eine Art von Ablehnung auffassen würde und hatte im Grunde keine Antwort mehr erwartet. Desto gerührter bin ich, daß man sich nun doch auf meinen satzungswidrigen Not-Vorschlag eingelassen hat, wobei, wie Sie sehen, die Akademie sich ohne den Ministerrat zu helfen gewußt hat. Auch die Einladung zum Besuch einer der Münchener Festveranstaltungen enthält der Brief, wenn auch in etwas vager Form, die im Vergleich mit Ihren überredenden Darstellungen etwas Ernüchterndes hat.

Ihre Worte haben mich sehr bewegt und tatsächlich längst gefaßte Vorsätze in mir ins Wanken gebracht. Die Verhältnisse in Deutschland sind, kurz gesagt, so kompliziert, die Schwierigkeit mich darin zu bewegen wäre so groß, die Belastung, die ein öffentliches Erscheinen dort für meine nicht sehr tragfähigen Nerven mit sich bringen würde, so schreckend, daß ich den Gedanken daran endgültig begraben hatte. Die angenehmste Vorstellung wäre mir, daß die Deutschen meine Bücher wie die eines schon Abgeschiedenen läsen – es ist ja schließlich nicht mehr gar so weit dahin. – Sehr freundliche Einladungen aus Weimar und Leipzig anläßlich des Goethe-Jahres habe ich abgelehnt. Der Besuch der + + +-Zone würde mir wohl nicht gerade verboten werden, aber einen Affront gegen meine neuen Landsleute würde er jedenfalls be-

[1] *Der Erwählte*, S. Fischer, Frankfurt 1951.

[2] Dr. Alfred Jakob, ehemaliger Ministerialrat im Bayerischen Kultusministerium, erster Generalsekretär der 1948 gegründeten Akademie der Schönen Künste (nach der freundlichen Mitteilung von Dr. Clemens Graf Podewils).

deuten. Das *ganze* Deutschland kann es also doch nicht sein, und die Entscheidung liegt nahe: Dann überhaupt nicht. Andererseits ließe sich bei einem Besuch Münchens und *nur* Münchens, der Stadt also, in der ich 40 Jahre meines Lebens verbracht habe, sehr wohl der Gedanke herausarbeiten, daß dieser Besuch symbolisch für den ganz Deutschlands steht. Eine Rundreise durch das Land, bis Lübeck etc., ginge ohnedies weit über meine Kräfte. Da ich aber in England und Schweden über Goethe[1] lesen und im Juni in der Schweiz sein werde (wenn ich lebe und gesund bin), so muß ich zugeben, daß es etwas unerwünscht Ostentatives hätte, wenn ich auch in diesem Jahr keinen Fuß nach Deutschland setzte.

Nicht verschweigen will ich, daß sorgsame Freunde, in Deutschland und außerhalb, mir von dem Besuch abraten oder ihn nur sehr zögernd empfehlen. Sind Sie nicht etwas leichtsinnig mit Ihrem Zureden? Ich halte nicht einmal peinliche Zwischenfälle für ganz ausgeschlossen, die sehr schädlich wirken könnten.

Nun aber sagen Sie mir: *mit wem haben Sie über die Frage gesprochen, in wessen Auftrag mir so geschrieben, und in welcher Form ist, präzis, mein öffentliches Erscheinen gedacht?* Dr. Jacob ist so unbestimmt, spricht nur für die Akademie und scheint es für möglich zu halten, daß ich einer der Veranstaltungen beiwohne, ohne den Mund aufzutun. Das ist doch aber offenbar nicht möglich. Wenn ich da bin, muß ich etwas über den Sinn meines Besuches sagen und außerdem etwas zur Goethe-Feier beitragen – alles sehr schwer! Der Vortrag, mit dem ich reise, heißt «Goethe und die Demokratie» und ist ein etwas humoristisches Hin-und-her, das mehr oder weniger auf die Schwierigkeit des Verhältnisses auch des «guten» Deutschland zur Demokratie hinausläuft. Ich habe meine Zweifel, ob es für die Münchener Gelegenheit ganz das Rechte wäre, obgleich Liebe, Leben und große Gutwilligkeit schließlich siegreich durchschlagen. Jedenfalls bin ich ganz außerstande, mir noch etwas Monumental-Festliches ad hoc abzugewinnen. Sie sehen aber meine Nervosität im Angesicht des schrecklichen Deutschland. Was mir für Angelsachen, Schweden und Schweizer gut genug scheint, macht mir gleich Sorgen, wenn ich es mir dort präsentiert denke.

Alles in allem: ich habe Ihnen meine Betroffenheit durch Ihren Brief und zugleich mein tiefes Schwanken und Zögern gezeigt. Es spricht ziemlich genau ebenso viel gegen wie für den Besuch. Ein Kelch, eine Prüfung wäre er auf jeden Fall, und lieber wäre es mir, man fände, der «Faustus» melde genug von meinem Deutschtum, und es stände fest, daß ich Deutschland nicht mehr sehe. Aber die Frage würde doch wohl bis zum Ende an mir zerren. – Beantworten Sie mir also, bitte, bevor ich mich entscheide, die oben hervorgehobenen Fragen, nicht auf eigene Hand, sondern als diplomatischer Mittelsmann.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

Th. Mann an E. Preetorius

Kilchberg am Zürichsee
Alte Landstraße 39
6. Sept. 54

Lieber Pree,
ich bin bestürzt, zu hören, daß Sie auf Nachricht von mir gewartet haben. Meinerseits lebte ich in der Vorstellung, daß Ihr Weg Sie etwa um diese Zeit hierher führen würde, und daß wir über Ihren Plan, seine Reize, seinen Sinn, die Frage seiner Not-

[1] *Goethe und die Demokratie,* in England, Schweden und der Schweiz mehrmals gehalten.

wendigkeit – und über meine Lage uns würden aussprechen können. Nun schreiben Sie mir, *was* Sie noch alles zu tun haben, bevor Sie an einen Besuch in Zürich denken können: Amsterdam, Paris, Mailand, Wien, München – überall Inszenierungen! Soll ich Ihnen gestehen, daß es mir geradezu *wohltut*, Sie über und über beschäftigt zu wissen? Ich wollte, Sie wären dermaßen beschäftigt, daß Sie von sich aus gezwungen wären, sich die ganze verdammte Tagung vorerst aus dem Sinn zu schlagen, anstatt daß ich Unseliger Sie dazu zwingen muß durch meine Insuffizienz und meine – zu dieser gehört das Beiwort «verdammt» – Unersetzlichkeit. Nicht zu ersetzen? Wenn ich nun tot wäre, was doch leicht der Fall sein könnte, so wäre an Kultur-Tagungen überhaupt nicht mehr zu denken? In 2 bis 5 Jahren, wenn nicht früher, wird es unvermeidlich so weit sein. Eine betrübliche Vorstellung.

Scherz beiseite: Meine Verfassung ist nicht die beste, ein quälender Mangel an Energie beherrscht mich, meine produktiven Kräfte scheinen erschöpft. Am Ende ist das physiologisch, und ich sollte mich drein ergeben, es wie Hesse machen, der sich entschlossen zur Ruhe gesetzt hat, hie und da ein Feuilleton, einen Rundbrief an seine Freunde schreibt und sich im übrigen einen guten Abend macht. Aber ich verstehe mich nicht darauf, weiß nicht, wie ohne Arbeit die Tage verbringen und ringe nach Leistung, ohne die Spannkraft zu finden, die sie ermöglicht. Ein quälender Zustand. Für das früher Getane mich feiern zu lassen, wie jetzt in Düsseldorf[1], ist eher beschämend als ermutigend und hat etwas von Betrug. So gebe ich jetzt das zum Roman-Band erweiterte Fragment des «Felix Krull» heraus, als «Ersten Teil» des Ganzen, und tue, als ob die Fortsetzung dieser Scherze unterwegs wäre, während doch von Weiterem noch kein Wort auf dem Papiere steht und ich im Grunde weiß, daß ich das Unding nie zu Ende führen werde. Ich möchte auch eigentlich ganz anderes machen, Würdigeres, meinen Jahren Angemesseneres, aber die Kraft es anzugreifen, versagt sich, und mit unbeschreiblicher Selbstbeneidung denke ich an die Zeit des «Faustus» zurück, als ich 70 war und obendrein krank, aber eben 10 Jahre jünger.

Dabei gebe ich Versprechen ab, deren Erfüllung mir die größte Sorge macht. Sie wissen, daß ich zugesagt habe, nächsten Mai in Stuttgart bei der Gedenkfeier zu Schillers 150. Todestage in offiziellstem Rahmen die Festrede[2] zu halten. Die Leute sprachen und insistierten wie Sie: ich allein war der Mann dafür und kein anderer, und da ich am Leben bin, mußte ich einwilligen. Nun steht die Aufgabe vor mir, und ich muß sie lösen, bevor ich an irgend etwas anderes denken kann. Wie schwer es mir fällt, sie mir leicht zu machen, ist nicht zu sagen. Denn leicht, naiv-persönlich und herzlich will sie gelöst sein, um damit frei bestehen zu können gegen die Gebirge von literarhistorischem Schrifttum über den Gegenstand, von dessen tausend und einem Verfassern jeder einzelne würdiger, qualifizierter, berufener wäre, als ich, im Stuttgarter großen Theater diese Rede zu halten. Dennoch wählte man mich, und vielleicht wird es mir gut tun und mich zur Energie zurückrufen, von einem Leben höchster Energie zu sprechen. Sehr schwierig sind Beschränkung, Form, Komposition; und wie schwierig, Schillers Gestalt zu dieser Zeit in irgendwelche Beziehung zu bringen! Die einzige Hilfe mag sein, daß sie auch zu ihrer eigenen in keiner anderen als einer *emporreißenden* Beziehung stand. Aber wie komme *ich* nun wieder ich [sic] dazu, vom Emporreißenden zu sprechen!

[1] Vorlesung aus *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* am 26. August im Schumann-Saal (Krulls Reise nach Paris).

[2] 8. 5. 1955 im Württembergischen Staatstheater. Dann noch in Weimar, 14. 5. 1955, im Nationaltheater. In Zürich und München hat Thomas Mann seinen Vortrag nicht mehr gehalten.

Auf jeden Fall muß ich unbedingt vor allem und jedem diese Aufgabe hinter mich und ihre – wie immer geglückte – Lösung in Sicherheit bringen. Die nächsten Monate gehören ihr, möglicherweise die ganze Frist bis zum Frühlingstermin. Daher mein Wunsch, Sie möchten sich Ihren Plan vorläufig aus dem Sinn schlagen, ihn *zurückstellen*. Ich will mich über meine «Unentbehrlichkeit» bei seiner Verwirklichung nicht lustig machen. In gewissem Sinne haben Sie recht damit. Aber ich bin für absehbare Zeit einfach nicht frei dafür, und wenn ich frei sein werde, wird all mein Sehnen auf neue gestaltende Arbeit gerichtet und der Verpflichtung entgegen sein, abermals einen Vortrag auszuarbeiten. Die Schiller-Rede aber, wenn sie mir leidlich gelingt, werde ich gewiß nicht nur in Stuttgart, sondern – wie schon abgemacht – auch in Zürich – und wer weiß wo noch – zu halten haben. Wie wäre es denn nun, wenn wir *sie* zum Beitrag zu Ihrer «Tagung» machten und wenn ich für München diesen Vortrag im Rahmen Ihrer Veranstaltung wiederholte? Ein Vorschlag zur Güte. Der Mai 1955, nach dem 8., stände dafür zur Verfügung. Fragt sich freilich, ob für Sie diese Jahreszeit annehmbar ist. Vorher geht es nicht, und zu längerem Aufschub, etwa bis zum Herbst 55 mag ich nicht raten, weil doch die Aktualität des Gegenstandes sich rasch verflüchtigt.

So habe ich mich Ihnen ganz offenbart und Sie in meine Lage eingeweiht. Haben Sie ein Einsehen, überlegen Sie und sagen Sie mir Ihre Meinung!

Ihr *Thomas Mann*

Der nachweisbare Briefbestand

	1935	E. Preetorius an Th. Mann (Glückwunsch zum 60. Geburtstag) Abgedruckt in: Adolph, R., *Emil Preetorius,* Aschaffenburg 1960
	6. 6. 1945	E. Preetorius an Th. Mann (verloren)
	13. 8. 1945	W. von Molo an Th. Mann (Offener Brief) Neuerdings abgedruckt in: Großer, J. F. G., *Die große Kontroverse,* Hamburg 1963
**	8. 9. 1945	E. Preetorius an Th. Mann (Entwurf)
*	Sept. 1945	Th. Mann an W. von Molo (Offener Brief) Abgedruckt u. a. in: *Neue Schweizer Rundschau,* N. F. Jg. 13, H. 6, Zürich 1945
	Sept./Okt. 1945	E. Preetorius an Th. Mann (Offener Brief, vor Abdruck zurückgezogen) Abgedruckt in: Großer, J. F. G., *Die große Kontroverse,* Hamburg 1963
** *	23. 10. 1945	Th. Mann an E. Preetorius Abgedruckt in: Adolph, R., *Emil Preetorius,* Aschaffenburg 1960
**	15. 11. 1945	E. Preetorius an Th. Mann (Entwurf)
**	10. 6. 1946	E. Preetorius an Th. Mann
	23. 11. 1946	E. Preetorius an Th. Mann
** *	30. 12. 1946	Th. Mann an E. Preetorius
	10. 2. 1947	E. Preetorius an Th. Mann
	21. 3. 1947	E. Preetorius an Th. Mann
	20. 7. 1947	E. Preetorius an Th. Mann
** *	12. 12. 1947	Th. Mann an E. Preetorius Teilweise abgedruckt in: *Zeit und Buch,* Nr. 2, Frankfurt a. M. 1960
	26. 4. 1948	Th. Mann an E. Preetorius (verloren; nur Umschlag)
	25. 7. 1948	Th. Mann an E. Preetorius

**	21. 1. 1949	Th. Mann an E. Preetorius (Teildruck)
**	9. 3. 1949	Th. Mann an E. Preetorius
	18. 9. 1945	E. Preetorius an Th. Mann
	6. 12. 1949	Th. Mann an E. Preetorius Abgedruckt in: *Schweiz. Musikzeitung*, Jg. 91, H. 7/8, Zürich 1951 GW X 925–927
	24. 9. 1950	Th. Mann an E. Preetorius
	8. 7. 1951	E. Preetorius an Th. Mann
	31. 8. 1951	E. Preetorius an Th. Mann
	11. 3. 1952	Th. Mann an E. Preetorius
	21. 5. 1952	Th. Mann an E. Preetorius
	7. 12. 1952	Th. Mann an E. Preetorius
	29. 5. 1953	Th. Mann an E. Preetorius Abgedruckt in: *Im Umkreis der Kunst*, Wiesbaden 1953
	5. 8. 1953	Th. Mann an E. Preetorius
	6. 4. 1954	Th. Mann an E. Preetorius
	4. 5. 1954	Th. Mann an E. Preetorius
	21. 7. 1954	Th. Mann an E. Preetorius
**	6. 9. 1954	Th. Mann an E. Preetorius
	4. 12. 1954	Th. Mann an E. Preetorius
	13. 7. 1955	Th. Mann an E. Preetorius Abgedruckt in: Adolph, R., *Emil Preetorius*, Aschaffenburg 1960

* = Abgedruckt in: *Thomas Mann, Briefe 1937–1947*, Frankfurt a. M. 1963
** = Hier abgedruckt

Nachdruck der Briefe, auch auszugsweise, ist *untersagt*.